

Bezugspreis:
Liechtenstein: 12 Fr., 1/2jährl. 6. —, 1/4jährl. 3. —
Schweiz: 10 Fr., 1/2jährl. 5 Fr., 1/4jährl. 2.50
— Postamtlich bestellt 20 Fr. Aufschlag. —
Oesterreich u. Deutschland (nur unter Privatadresse)
1/2jährl. Fr. 13.—, 1/4jährl. Fr. 6.80, 1/8jährl. 3.50
Nebr. Ausland: 15 Fr., 1/2jährl. 7.80, 1/4jährl. 4.—

Oberrheinische

Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung

Anzeigenpreis:
Liechtenstein: Die einpaltige Colonne 15 Rappen
Oesterreich: Die einpaltige Colonne 20 Rappen
Deutschland: Die einpaltige Colonne 20 R.
Schweiz und übriges Ausland: 1palt. Zeile 20 R.
— Reklamen das Doppelte. —

Erscheint jeden Mittwoch und jeden Samstag in Mels (St. St. Gallen)

Nur für Liechtenstein:
Wöchentliche Gratisbeilage: Schweizer. Marktzeitung
Monatliche Gratisbeilage: Schweizer. Bauernzeitung

Konsequenzen nehmen entgegen: Sämtliche Postbureau Liechtensteins und der Schweiz, die Zeitungszugänger, die Redaktion und die Verwaltung (Postfach) Vaduz, die Buchdruckerei A. G. in Mels. — Inzerate nehmen die Verwaltung, die Redaktion, die Zeitungszugänger und die Buchdruckerei entgegen — Einreichungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. Schriftlichen Anfragen Frankomarkte beilegen. Anzeigen werden nicht berücksichtigt. — Verwaltung der „Oberrheinische Nachrichten“ und des „Liechtensteiner Unterländer“ in Vaduz — Druck und Expedition: Sarganser. Buchdruckerei A. G. Mels (Telefon 55)

Liechtensteiner Katholikentag.

(Fortsetzung der Rede des Bischofs.)
Der Bischof führte weiter aus: Er werde nicht einmal sagen, wo seines Erachtens Er-fahrung und staatsmännisches Wissen Besseres in der Verfassung zustande hätte bringen können! Wo aber Rechte des Bischofs in Frage kommen, da hat der Bischof sich vor Gott und der Welt gegen Bestimmungen, welche die Kirche verletzen, seine Stimme zu erheben. Vorerst wolle er die bescheidene Frage stellen: Ist es nicht Mangel an Taft und schulpflichtiger Rücksicht (!), wenn man in einem katholischen Lande sich entscheidet, einseitig die kirchenrechtlichen Artikel zu entwerfen und durchzusetzen, ohne die zuständige bischöfliche Behörde zu befragen? Das sei unfähig und wiederholt vom kirchlichen Lehramt verurteilt worden. (Syllabus Bius IX.) Wer dieser Auffassung theoretisch oder praktisch hulde, wissend oder unwissend, sei von den Lehren des Liberalismus oder Idealismus angekränkt. In freisinnigen Hochschulen werde das schlechteste Gift der religiösen Gleichgültigkeit eingespiant. Der Ungläubigen gelte eine herrliche Postrophe von Dr. De-curius, die Redner verlieh.

Den halbgläubigen Katholiken, welche dem Nationalismus mehr als der Kirche dienen, habe Kardinal Herzogwiler in seinem Buche über Staat und Kirche ein schönes Wort ge-sprochen. Wer von Religionsgleichheit spreche, der halte alle Religionen gleich schlecht.
Was den Inhalt der kirchenrechtlichen Pa-ragraphen betrifft, enthalte besonders § 16 der neuen Verfassung zwei Wendungen, welche mit dem kirchlichen Rechtsbuche und dem Syllabus Bius IX. mit dem besten Willen nicht in Ein-klang gebracht werden können. Die oberste Lei-tung des Erziehungswesens kann nach katho-lischer Lehre niemals dem Staate zugesprochen werden, weil Christus zu den Aposteln seiner Kirche das entscheidende Wort gesprochen hat, nicht zum Staat. Einen andern Standpunkt in dieser Frage einzunehmen, sei für Katholiken einfach unmöglich. Redner erinnert an die flam-menden Protestworte der bayerischen Bi-schöfe anlässlich der neuen Reichsverfassung, wo sie sagten: Elternrecht bricht Schulrecht, Gewissensrecht bricht Staatsrecht. Doch darüber wolle er nicht weiter reden!

In Ergänzung, daß einer besser sein könne als sein Ruf, das heißt die praktische Ausfüh-rung besser sein könne, als der Wortlaut, so-dann in Voraussetzung andererseits, daß weder das brave katholische Volk von Liechtenstein, noch sein erlauchter frommer Fürst, noch der Wortlaut der Satzung je dulden werde, daß ein Recht abgeleitet werde zur Verletzung des göttlichen Rechts der Kirche und natürlichen Rechts der Eltern auf Erziehung und Unter-richt ihrer Kinder, und daß das Land Liech-tenstein Ruhe braucht, sehe er von einer Neme-

dur jener Bestimmung ab. Nachdem er seine beschworene Pflicht der Verwahrung getan ha-be, wolle er der Erde sein, welcher dem schö-nen Land Liechtenstein unter der neuen Ver-fassung Gottes glücklicher Segen und die Früchte des hl. Geistes wünsche. (Wenig Bei-fall.) —
Präsident Dr. Gieseler führte in seiner sehr schön und gehaltvoll gehaltenen Rede u. a. fol-gendes aus: Er wolle sich an die Jugend des Landes wenden, sie sei des Lebens und des Landes Frühling. Nur den Frühling des Le-bens könne man selber gestalten. Seine Worte wollten nur einige Aufmunterung der katholi-schen Jugend sein.
Die Jugend solle vor allem treu dem Glauben und der Kirche bleiben. Der Ungläubige sei eben nicht was der gläubige Katholik, er kenne die höchsten Pflichten gegen Gott nicht. Wenn der Ungläubige auch noch seine sittlichen Pflich-ten gegen den Nächsten erfülle, so erfülle er sie mangels richtiger Beweismittel unvollständig. Der Dichter Dante sage treffend: Auch die na-türlichen Tugenden sind unvollkommen, wenn sie nicht bestrahlt sind von den göttlichen Tu-genden Glaube, Hoffnung und Liebe. Wenn auch der Ungläubige den Mitmenschen gegen-über seine sittlichen Pflichten erfülle, tue er es nur unter dem Einfluß der Vergangenheit. Warum sollte ein folgerichtiger Ungläubiger seine sittlichen Pflichten erfüllen? Er wäre ein Narr, wenn er es täte. Wenn die Menschheit in ihrer Gesamtheit den Glauben verlore, wäre sie ein Paß. — Über der Sozialist erwidere durch-aus nicht. Nach der Sozialdemokratie stammen die Verbrechen aus der schlechten, miserablen sozialen Einrichtung. Schafft tabellose soziale Zustände und ihr werdet tabellose Menschen haben. Die so reden, stehen in einem Irrtum, der in weiten freidenkerlichen Kreisen verbreit-et ist. Sie sagen, der Mensch sei von Natur aus gut und werde nur schlecht durch die äußeren Zustände. Das sei der Axtum!

Wichtiger als alle irdischen Güter sei die Erziehung zur Ewigkeit. Laßt uns besser wer-den und gleich wird es besser sein. Weil der Sozialismus eine innere Umkehr nicht kenne, weil er die bekämpfte und verdohnte, deshalb sei er unchristlich.
Christus habe eine neue Welt nicht mit so-zialistischen Mitteln geschaffen. Er aima auf Golgatha und ließ sich kreuzigen. Die Opfer der Selbsthingebung müssen auch heute noch den Hauptschlüssel zum Glück der menschlichen Gesellschaft sein. Aber man wende ein, wenn man schon Religion haben soll, dann solle es die eigene persönliche sein. Das sei ein weiteres Schlagwort. Schon der alte Plato habe gesagt, wenn er sich einen Mantel machen lassen wolle, gehe er selbstverständlich zum gelehrtsten Schnei-der. Und da wolle sich heute jeder die Lebens-weisheit selber schaffen und taue, das Herz läge nicht und lasse einen die rechte Religion schon finden. Das gleiche einem geblähten Worte in

der Schweiz: Es gibt zweierlei Schnaps, Bun-deschnaps und besserer!
Europa möge zur Kirche und Christus zu-rückkehren.
(Schluß folat.)
—:—:—

Wichtiges Mandat
der hochw. schweizerischen Bischöfe.
Das Privateigentum ist vom göttlichen Oberherrscher der ganzen Schöpfung als unantastbar erklärt worden im siebenten Gebote, und wie keiner durch unrechtlche Mittel sich Eigen-tum verschaffen darf, so darf auch niemand auf unerlaubte Weise fremdes Eigentum an sich bringen. Der gewalttätige Kommunismus, wie er von manchen erträumt und die schranken-lose Sozialisierung, wie sie von manchen vorge-schlagen wird, können vor dem siebenten Ge-bote Gottes nicht bestehen.
Andererseits haben die Reichen die strenge Pflicht, von ihrem Ueberflusse an die Dürftigen abzugeben und sie sollen das aus freien Stük-ken tun, nicht erst durch gesetzliche Maßnahmen gezwungen. „Den Reichen dieser Welt gebie-te“, schreibt der hl. Paulus an den Bischof Timo-theus, „nicht hochmütig zu sein, noch auf das Ungewisse des Reichtums zu vertrauen, sondern Gutes zu tun, reich zu werden an guten Wer-ken, freigebig zu sein und mitzuteilen,“ und wie eigens für unsere Tage berechnet schreibt der hl. Augustinus: „Schau nach, wie viel dir Gott gegeben hat und behalte davon, was du selber brauchst. Was dann noch überflüssig vor-dir liegt, das biete fremder Not. Der Ueber-fluß der Reichen gehört der Not der Armen.“ Vor harten Herzen und verdickten Händen muß warnen, was im Ruche Straß steht: „Wende deine Augen von dem Dürftigen nicht ab wegen des Rornes... denn wenn er dir mit erbittertem Herzen flucht, so wird seine Ver-wünschung erhört.“ Es gibt auch solche, welche der Ansicht sind, Armojen erzwangene Maßnahmen entfere einen Menschen, und welche aus die-sem Grunde eine zwangsweise Ausgleichung des Besitzes organisieren wollen. Dem Geiste des Christentums, das die Armen als bevor-zugte Glieder Christi betrachtet, entspricht diese Auffassung nicht, und in der privaten Wohltätigkeit liegt mehr Herz und übernatürliches Verdienst, als in einer relementarisch vor sich gehenden Unterstüzungsmesse.
Mit allem Nachdruck müssen wir auch die Pflicht der eifrigen, anhaltenden Arbeit in Er-innerung bringen, besonders jenen Kreisen, die da meinen, mit einer Verkürzung der Arbeitszeit werde die soziale Krisis beseitigt. Das Ge-gensteil ist eingetroffen. Eine ganze Reihe von Beschäftigungsarten hätten eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht nötig gehabt, und da sie trotzdem erfolgte, hat sie die Teuerung eher ge-steigert statt vermindert und die gegenwärtige Arbeitslosigkeit mitverursacht. Am allerwenig-

sten wird die wirtschaftliche Not durch jene Ge-waltmittel überwunden, welche revolutionär erregte Arbeitermassen in verschiedenen Staa-ten gebrauchten, die aber erwieklenermaßen das allgemeine Elend nur vermehrten. Was der Gegenwart bitter, nötig ist, das sind pflicht-treue, unverdrossene, genügsame und mit über-natürlichen Mide ausgestattete Arbeiter in al-len Berufsarten. „Dasse auch die beschwerliche Arbeit nicht,“ heißt es im Alten Testament und im Neuen Bunde schreibt der Völkerepistel: „Wir bitten euch, Brüder, ... behtretet euch ruhig zu sein ... mit euren Händen zu arbei-ten ... und ehrbar zu wandeln.“
III.
„Alles, was in der Welt ist,“ sätlich der hl. Johannes, „ist Stoffart des Lebens.“ Darunter ist die stolze Unbedürftigkeit zu verstehen, das hartnäckige Bestreben, überall den eigenen Wil-len geltend zu machen, sogar gegen den Willen Gottes und die Vorschriften seiner rechtmäßi-gen Stellvertreter.
Diese Hoffart des Lebens, dieie Aufsehnung gegen die Autorität war die Sünde der Stammeltern, und darum wurzelt diese schlim-me Neigung besonders zähe im menschlichen Herzen. Sie offenbart sich und bezingt den Menschen in jeglicher Sünde, weil jede Sünde eine Mißachtung Gottes und eine Uebertretung seines Willens ist. Welches Unheil, Geliebte im Herrn, diese Neigung in Euren eigenen Leben bisher angereichtet hat, zeigt Euch die lange Reihe der Fehltritte gegen die göttlichen und kirchlichen Gebote, und noch immer fült Ihr Euch zu neuen Sünden angetrieben.

Die große Zeitfunde der Gegenwart ist nun aber eine geradezu systematische Lenanung jeder Autorität und Verweigerung jeder Unter-werfung, die einem nicht beghagt. Schon Kinder sprechen den Eltern grundjählich das Recht des Befehls ab, und die Erziehung wird unmoz-glich, der häusliche Friede zerbröckelt. Schüler verweigern den Lehrern kategorisch den Gehorsam und die Disziplin des Unterrichts ist dahin. Arbeitergruppen organisieren sich, nehmen dem Arbeitgeber die Leitung des Betriebes aus der Hand, und die Produktion leidet. die wirt-schaftliche Lage wird gespannt. Untertanen em-pören sich gegen die Obrigkeit; solche, die eben noch Hammer und Säge geführt, bestiegen die Säge der Staatslenker, und ganze Völker wer-den dem Ruin ausgeliefert. Und sogar vor dem ewigen, lebendigen Gotte hat man in die-sem Hoffartswahn nicht Halt gemacht; man hat in öffentlicher Versammlung ihn als abge-schafft erklärt und als Huldiana vor dem Fürsten der Hölle ein Gebet an den Satan vorgetragen. Ist es da zu verwundern, geliebte Diözesanen, daß immer mehr solcher Autori-tätsgegner ihr Leben hinter Kerkermauern zu-bringen oder durch Selbstmord enden? Ist es da zu verwundern, daß auch der früheren öft feutlichen Ordnung ein schmachvolles Durch-

Wäre er den Ruf verlieren, wenn ihm nie-mand etwas beweisen kann? Ober glauben Sie, daß Dornberg darüber sprechen und damit sich selbst der Verletzung anlagen werde? Ich teile Ihnen diese Vermutung mit, weil ich ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen hege und weiß, daß Sie nicht sprechen werden. Ueberlegen Sie alles in Ruhe und genau, dann werden Sie es nicht mehr für so unmöglich halten, weshalb wurde Degen denn so erregt, als ich ihn fragte, ob er Dornberg für unschuldig halte? Wäre es seine wirkliche Ueberzeugung, so hätte er es offen und ruhig eingestehen können.“
Der Bürgermeister fühlte sich außerstande, sich so schnell in diese Idee hineinzulesen; er zweifelte noch. Taschner ließ ihm inbeffen nicht Zeit, seine Bedenken ruhig zu erwägen.
„Kommen Sie, kommen Sie,“ rief er, selten Arm ersassend, „Wir wollen zur Gesellschaft zurück-kehren, welche uns vermissen wird. Verraten Sie nichts von unserm Gespräch mit Degen, denken Sie nicht mehr daran, denn das Glück dieses Tages will ich mir durch nichts trüben lassen; morgen haben wir Zeit genug, darüber zu sprechen — heute wollen wir lustig sein! Was würde Ewira sagen, wenn Sie

auf Ihrer Stirn eine düstere Falte erblickte! Kom-men Sie!“
Er zog ihn fast gewaltsam mit sich und verstand es, ihn bald wieder in eine heitere Stimmung zu versetzen.
Die Gesellschaft lehrte erst am Abend zurück und alle, welche teilgenommen hatten, stimmten dar-in überein, daß dieser Nachmittag mit zu den heis-tersten zählte. Taschner hatte es verstanden, gegen alle lebenswürdig zu sein, er hätte deshalb auch alle für sich gewonnen.

Degen lehrte noch später heim. Er hatte den ein-samen Spaziergang benutzt, um seine Gedanken zu sammeln und seinen ganzen Scharfsinn anzustren-gen. Er war nicht mehr ruhig. Immer und immer wieder drängte sich in seine Gedanken Herthas Bild und rief ihm zu: „Nette meinen Bruder, er ist un-schuldig!“ Er wollte ihn retten, allein er konnte dies nur, wenn er den wirklichen Mörder Bushmanns entdeckte. Bis jetzt konnte er noch keine nähere Spur finden. Um nichts zu veräumen, hatte er bereits Schritte getan, um Bushmanns Neffen nachzu-suchen zu lassen, er verprach sich jedoch keinen Erfolg davon. Der Mörder befand sich nach seiner Ueber-zeugung noch in Kreuznach, Es mußte ein schlauer,

höchst gewandter Mann sein, das verriet die Art und Weise, wie er den auf Dornberg ruhenden Ver-dacht durch die Briefstasche zu verstärken bemüht gewesen war.
In Degens Kopf war allerdings ein neuer Ver-dacht aufgetaucht, er hatte denselben anfangs zurück-gewiesen; da er sich ihm aber immer und immer wieder aufdrängte, so hielt er ihn fest und war ent-schlossen, nach der neuen Seite hin mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu beobachten. Er mußte diese Beobachtungen allein und ganz im Ge-heimen anstellen, denn weder dem Bürgermeister noch den Polizeibedienern wagte er seine Vermutung anzuvertrauen. Sie konnten ihm bei ihrer geringen Erfahrung ohnehin wenig nützen. Er dachte daran, zu seiner Unterstützung einen tüchtigen Polizeibe-amten aus der Hauptstadt kommen zu lassen, allein auch diesen Gedanken gab er wieder auf; denn er ganz allein wollte den Schuldigen entdecken.

Feuilleton
Eine dunkle Tat
Original-Roman von Karl Braunsfeld.

„Er erhielt vielleicht einen Verweis, mehr aber nicht. Bleibt ihm nicht immer noch der Weg offen, die ganze Schuld auf Ihren Polizeibediener zu wer-fen? — Er hatte gestern Abend und heute morgen mit Dornbergs Vater, wie ich zufällig erfuhr, lange Unterredungen; er geleitete dann Dornbergs Schwester selbst zu ihm, man mag dies für Artigkeit halten; ich sage inbeffen, wenn ich einen Sohn ha-be, der als Mörder verhaftet ist, so würde ich alles aufbieten, würde kein Mittel scheuen, um ihm zur Flucht zu verhelfen, und ich glaube, Dornbergs Va-ter wird nicht anders denken. Er ist reich und auf einige tausend Taler braucht er nicht zu sehen!“
„Nein, nein!“ rief der Bürgermeister, der die-sen Gedanken nicht zu erfassen vermochte. „Das ist nicht möglich! Sie wissen, ich liebe Degen nicht; allein er hat den Ruf eines durchaus rechtschaffenen Mannes! Es kann nicht sein!“

„Kommen Sie, kommen Sie,“ rief er, selten Arm ersassend, „Wir wollen zur Gesellschaft zurück-kehren, welche uns vermissen wird. Verraten Sie nichts von unserm Gespräch mit Degen, denken Sie nicht mehr daran, denn das Glück dieses Tages will ich mir durch nichts trüben lassen; morgen haben wir Zeit genug, darüber zu sprechen — heute wollen wir lustig sein! Was würde Ewira sagen, wenn Sie

auf Ihrer Stirn eine düstere Falte erblickte! Kom-men Sie!“
Er zog ihn fast gewaltsam mit sich und verstand es, ihn bald wieder in eine heitere Stimmung zu versetzen.
Die Gesellschaft lehrte erst am Abend zurück und alle, welche teilgenommen hatten, stimmten dar-in überein, daß dieser Nachmittag mit zu den heis-tersten zählte. Taschner hatte es verstanden, gegen alle lebenswürdig zu sein, er hätte deshalb auch alle für sich gewonnen.

Degen lehrte noch später heim. Er hatte den ein-samen Spaziergang benutzt, um seine Gedanken zu sammeln und seinen ganzen Scharfsinn anzustren-gen. Er war nicht mehr ruhig. Immer und immer wieder drängte sich in seine Gedanken Herthas Bild und rief ihm zu: „Nette meinen Bruder, er ist un-schuldig!“ Er wollte ihn retten, allein er konnte dies nur, wenn er den wirklichen Mörder Bushmanns entdeckte. Bis jetzt konnte er noch keine nähere Spur finden. Um nichts zu veräumen, hatte er bereits Schritte getan, um Bushmanns Neffen nachzu-suchen zu lassen, er verprach sich jedoch keinen Erfolg davon. Der Mörder befand sich nach seiner Ueber-zeugung noch in Kreuznach, Es mußte ein schlauer,

höchst gewandter Mann sein, das verriet die Art und Weise, wie er den auf Dornberg ruhenden Ver-dacht durch die Briefstasche zu verstärken bemüht gewesen war.
In Degens Kopf war allerdings ein neuer Ver-dacht aufgetaucht, er hatte denselben anfangs zurück-gewiesen; da er sich ihm aber immer und immer wieder aufdrängte, so hielt er ihn fest und war ent-schlossen, nach der neuen Seite hin mit der größten Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu beobachten. Er mußte diese Beobachtungen allein und ganz im Ge-heimen anstellen, denn weder dem Bürgermeister noch den Polizeibedienern wagte er seine Vermutung anzuvertrauen. Sie konnten ihm bei ihrer geringen Erfahrung ohnehin wenig nützen. Er dachte daran, zu seiner Unterstützung einen tüchtigen Polizeibe-amten aus der Hauptstadt kommen zu lassen, allein auch diesen Gedanken gab er wieder auf; denn er ganz allein wollte den Schuldigen entdecken.

Tage waren vergangen. Des jungen Dornbergs Zustand hatte sich wenig gebessert und gab der Hoff-nung einen kleinen Raum. Selbst der Arzt ver-mochte nur wenig zu sagen, es kam auf die Krisis an und wer vermochte zu bestimmen, wie sie verlauten